

KUNSTWISSENSCHAFT WARUM – WIE – FÜR WEN ?

„Er dachte in andern Köpfen, und auch
in seinem Kopf dachten andere.
Das ist das richtige Denken“

(Bertolt Brecht)

Die Kunstwissenschaft ist in Gefahr, im gleichbleibenden Raster ihrer Ziele und Methoden zu versteinern.

Der liebe Gott oder die Metaphysik retteten die Wissenschaft bisher vor der Frage nach sozialbezogener Rationalität.

Man muß die **Forderung Brechts an die Kunst auch an die Kunstwissenschaft richten: sie soll die Wirklichkeit durchschaubar und die Zukunft im Vorausgriff (konkrete Utopie) gestaltbar machen.** Erst in dem Maße, wie die Kunstwissenschaft diese Forderung erfüllt, wird die Reflexion über Kunst auch Kunstwissenschaft.

Es gibt keine andere Wissenschaft, die sich mit der sinnlich erfahrbaren Umwelt beschäftigt. Die Kunstwissenschaft hat minutiöse Instrumente und Methoden, sie hat bisher im wesentlichen nur die Geschichte der Oberschichten geschrieben. Wer liefert die Analyse der visuellen Umwelt etwa von Stadtteilen – „sanierungs“-bedrohten und anderen, in denen Unterschichten leben? Oder von Kaufhäusern, in denen mit visuellen Mitteln die Bevölkerung „verführt“ wird.

Und wer zieht aus solchen Analysen Schlüsse, damit Veränderungen stattfinden können? Architekten und Stadtplaner bleiben sich hilflos überlassen.

Bislang wurde das „Schöne“ untersucht. Wir brauchen jedoch daneben die Untersuchung des „Häßlichen“ und seiner Bedingungen. Erst wer sich damit auseinandersetzt, wird fähig, Umwelt zu verändern. Wobei man sich davon lösen muß, schön und häßlich manieristisch zu definieren (oder etwa wie Baudelaire). Solche Begriffe müssen sich auf die Bedürfnisse der Menschen und ihre Emanzipation hin orientieren.

Eine kunstwissenschaftliche Grundlagenforschung, die von der Sozialbezogenheit der Objekte ausgeht, kann nur sinnvoll arbeiten, wenn sie Humanwissenschaften wie die Soziologie, Sozialpsychologie und Psychoanalyse einbezieht.

Die Isolation der Kunstwissenschaft verhindert den wissenschaftlichen Fortschritt im Sinne von Synthesen. Die Forschungsfelder werden weitgehend voneinander abgeschirmt. Stattdessen sollten sie sich ergänzen und aufeinander beziehen.

Die herkömmliche „Imagepyramide“ ist nach wie vor ungebrochen: Hochschule, Museum, fast am Ende rangiert die Denkmalpflege; freie Berufe sind wenig angesehen. Der Kunsthistorikerverband darf die überkommene Prestigehierarchie nicht zementieren. Er begäbe sich sonst auch noch weiter ins Ghetto enger Standesbezüge. **Er hat vielmehr die Aufgabe, jetzt ganz besonders intensiv Verflechtungsbereiche zu anderen Gebieten und Wissenschaften zu beobachten, dort Lernchancen wahrzunehmen und die dort Tätigen zu integrieren.**

Das Fach hatte bislang so gut wie keinerlei Bezug zur gegenwärtigen Umwelt – ein Teil der Kunstwissenschaftler, vor allem jüngere, müssen ihn jetzt herstellen. Für die anderen bedeutet Gegenwartsbezug, daß sie sich überlegen müssen, was sich in ihrem historischen Forschungsfeld an Lernerfahrung für die Gegenwart (mutatis mutandis) einbringen läßt.

Gegenwärtige und zukünftig mögliche Strukturen sind überhaupt nur in historischer Betrachtung verständlich (die Semiotik verfällt hier einem grundsätzlichen Irrtum: sie ist bar jeder historischen Perspektive). Aber Geschichte muß unter dem Gesichtspunkt betrieben werden: **wie können wir die Zukunft unter sozialen Zielen gestalten?**

Wir warnen vor einem lediglich angepaßten Gegenwartsbezug, der vor allem in der Denkmalpflege schreckliche Folgen hat. Sog. aufgeschlossene Konservatoren verkünden dort: Die Stadt dürfe kein Museum werden. Die These ist absurd: denn es gab – außer ausgegrabenen Städten – noch nirgends Museumsstädte. Diese Denkmalpfleger beleidigen vor allem die Bewohner von historischen Häusern: denn solange ein Haus bewohnt ist, ist es kein Museum. Leben bedeutet für diese Art Stadtzerstörung durch Denkmalpflege offensichtlich lediglich den reibungs-vollen Umschlag von Kapital und Waren. Der Geschichtsbegriff angepaßter Denkmalpfleger ist vordergründig: denn Geschichte ist mehr als das Vergangene – Geschichte wirkt in die Gegenwart und mit ihren bedürfnisorientierten und emanzipatorischen Faktoren in die Zukunft.

Auch von den Reformern müssen die Forschungsfelder, mit denen sich Kunstwissenschaftler beschäftigen, grundsätzlich in Frage gestellt werden.

Es genügt nicht, lediglich Ideologiekritik zu treiben („gegen den Strich zu kämmen“: „Das Schloß mal links untersuchen.“) Die Frage wird noch viel zu selten gestellt, ob es sinnvoll ist, das zu tun. Oder ob andere Tätigkeitsfelder wichtiger geworden sind.

Die Kunstwissenschaft muß sich zu neuen Tätigkeitsfeldern hin öffnen.

- zur Stadtplanung (Geschichte der Infrastrukturen),
- zur Geschichte der Lebensbereiche der Arbeiter,
- zur Geschichte der Fabriken und technischen Anlagen,
- zum visuellen Verhalten im Alltag (Alltagsrituale u.a.)
- zu einer „Ästhetik“ des öffentlichen Lebens.

Nicht nur die Objekte der Oberklassen dürfen als Forschungsfeld gelten, sondern ebenso die Objekte der Unterschichten der Bevölkerung. Das beinhaltet die Objekte der Arbeit.

Bauten, Plastiken und Bilder sind historisch wichtige Mitteilungsträger gewesen. Heute gibt es weitgehend wichtigere: Film, Fernsehen, Zeitung u.a. Welcher Kunstwissenschaftler analysiert sie? Wie helfen wir der Bevölkerung, sich zu wehren gegen die Wirkung von Filmen auf das Bewußtsein und vor allem auf das Unterbewußtsein (Horrorfilme, Italo-Western, Kriminalfilme, welche die Primitivstrukturen zu versteinern versuchen – teilweise gezielt aus politisch-ideologischen Gründen).

Zur Zeit existiert unter Kunstwissenschaftlern ein starker Zug zur Schule (Mitwirkung in der Oberstufenreform). Aber solange sie sich über ihre bisherigen klassen- bzw. schichtenspezifischen Ziele nicht Rechenschaft geben und sie revidieren, stören sie die wenigen Reformansätze in der (bisher ebenfalls schichtenspezifischen) Oberschulpädagogik mehr als sie zu fördern.

Ein Tischfuß im Schloß wird oft sorgfältig untersucht, aber die Wohnungen von Arbeitern und Angestellten werden nicht beachtet. Sie prägen jedoch durch ihre bauliche Gestalt wesentlich auch die Lebensqualität von Millionen Menschen.

Der Kunsthistorikerverband (und damit auch der Ulmer Verein) muß sich auch zu Institutionen wie z.B. zum Deutschen Werkbund hin öffnen.

Programmatische Äußerungen existieren in Fülle. Wenn sie nicht inhaltlich gefüllt und in konkretes Handeln umgesetzt werden, entsteht ein Programmkrieg, der immer diffiziler wird, so daß sich am Ende kaum mehr jemand – aus Angst vor Kritik – an die Realisierung wagt.

Inhaltlich und methodisch öffnen müssen sich vor allem: der Lehrbetrieb, die Vergabepaxis der Dissertationen, die Zeitschriften und Publikationsreihen, die Stipendienvergabe, Museen und Denkmalpflege.

Jörg Boström – Dr. Roland Günter,
PSR-Gruppe Düsseldorf